ullstein

Sarah J. Naughton

ICH SOLL NICHT LÜGEN

Psychothriller

Aus dem Englischen von Marie Rahn

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-taschenbuch.de

Deutsche Erstausgabe im Ullstein Taschenbuch
1. Auflage September 2017
© für die deutsche Ausgabe Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2017
© Sarah J. Naughton 2017
Titel der englischen Originalausgabe: *Tattletale* (First published by The Orion Publishing Group, London 2017)
Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Titelabbildung: Arcangel / © Kristy Campbell
Satz: Pinkuin Satz und Datentechnik, Berlin
Gesetzt aus der Quadraat
Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-548-28918-2

Kennst du den Ort zwischen schlafen und wachen?
Den Ort, wo deine Träume noch bei dir sind?
Dort werde ich dich immer lieben und ewig auf dich warten.

J. M. Barrie

Vorher

Wenn an einem klaren Morgen die Sonne durch das Buntglas scheint, sieht es so aus, als wäre der Betonboden blutüberströmt.

Doch jetzt ist es nach acht Uhr abends, und Licht kommt nur von den Wandlampen in jedem Flur. Ihr trüber Schein fällt auf eine Lache aus Teer oder Pech, die sich langsam ausbreitet.

Im Zwielicht sieht Blut nicht wie Blut aus.

Nun, nachdem sie die Treppe hinuntergerannt ist und damit alles Adrenalin aufgebraucht hat, fühlt sie sich, als hätte sie keine Knochen mehr im Leib. Ihre Beine wollen sie nicht mehr tragen, sie muss sich am Treppenpfosten festhalten, während sie unentwegt auf die Lache starrt.

In dem Moment geht das Licht vom vierten Stockwerk aus.

Das Gehirn braucht lange, um einen plötzlichen Unfall zu verarbeiten – eine Beschleunigung von null auf hundert, von Normalität zu Katastrophe –, um sich zu einer angemessenen Reaktion aufzuschwingen. Sie spürt, wie sich langsam etwas in ihrem Bauch aufbaut, während sie die schwarzen Spritzer an den Türen und Wänden der Erdgeschosswohnungen und die allmähliche Ausbreitung der schwarzen Lache in sich aufnimmt.

Zuerst dachte sie, er würde es überstehen. Mit ein paar Kratzern. Ein paar Beulen am Kopf. Aber dafür ist hier zu viel Blut.

Das Licht vom dritten Stockwerk geht aus.

In den wenigen Schrecksekunden danach nahm sie undeutlich das Zuschnappen einer Tür wahr, schwere Schritte, die die Treppe herunterdonnerten, das Knarzen und Schlagen der Haustür, aber jetzt ist alles still. Das ganze Gebäude hält den Atem an, um zu sehen, was sie tun wird.

Sie macht einen unsicheren Schritt auf ihn zu.

Ein Geruch liegt in der Luft, wie in ihrem Portemonnaie, wenn viele Münzen darin sind.

Das muss doch unbequem sein. Wieso verlagert er nicht seine Beine, damit die Hüfte nicht mehr so verdreht ist? Wieso wendet er nicht seinen Kopf zu ihr, als ihr Schatten auf sein Gesicht fällt? Wieso ruft er nicht nach ihr?

Sie kniet sich neben ihn und nimmt seine Hand. Sie hebt sich weiß von der Schwärze ab, die ihm in Haare und Kleider rinnt. Sie versucht, seinen Namen zu sagen, aber etwas schnürt ihr die Kehle zu. Ihre Gedanken stieben auseinander. Sie sollte etwas tun. Ja. Sie sollte die Notrufnummer wählen.

Das Licht im zweiten Stockwerk geht aus.

Seine Lippen bewegen sich, und seine Augen sind geöffnet. Als sie sich näher zu ihm beugt, um zu verstehen, was er sagen will, fallen ihre Haare in die Lache. Sie reißt den Kopf zurück, worauf ihre Haarspitzen gegen ihr Handgelenk schnellen und tiefrote Spuren auf ihrer weißen Haut hinterlassen. Jetzt kann sie sehen, woher all das Blut kommt. Ein leiser Laut entflieht ihren Lippen. Schock und Entsetzen schlingern wie ein Sattelschlepper auf sie zu.

Das Licht im ersten Stockwerk geht aus.

Sie muss etwas für ihn tun. Hier und jetzt, in diesem Augenblick, hat er nur sie. Sie muss ihr Handy aus der Tasche nehmen, es entsperren und die Notrufnummer eingeben. Aber sie kann seine Hand nicht loslassen: Sie kann ihn nicht hilflos durch diese Dunkelheit driften lassen.

Ihr Herz rast wie die Beine einer Zeichentrickfigur, kurz bevor sie merkt, dass sie schon längst über den Abgrund hinausgelaufen ist. Bevor sie fällt.

Das Licht im Erdgeschoss geht aus.

Es ist die plötzliche Schwärze, genau wie alles andere, die sie zum Schreien bringt. Und dann kann sie nicht mehr aufhören.

Danach

Der Boden ist rutschig von den verschütteten Drinks. Als er die Tanzfläche überquert, kommt ihm eine Dralle in die Quere. Er packt sie an der fleischigen Taille, worauf sie sich quiekend windet. Jemand versetzt ihm einen Schlag auf den Rücken, und er grinst, obwohl er kein Wort versteht. Die Musik ist so laut, dass der Boden vibriert, und die Discokugel taucht die sorgfältig zurechtgemachten Gesichter in ein grellbuntes Licht. Alle Mädels sind voll und ein paar der schmächtigeren Typen auch. Gary und Kieran hängen aneinander und brüllen *Auld Lang Syne,* obwohl es bis Mitternacht noch zwei Stunden sind. Aber ihn hauen ein paar doppelte Wodkas noch längst nicht um. Er wirft sich selbst einen Blick in dem nachtschwarzen Fenster zu.

Gar nicht schlecht, wenn man bedenkt, dass er bald dreißig wird.

Im Spiegelbild sieht er, dass eine Frau, die er nicht kennt, hinter ihm durch den Raum geht. Als sie seinen Blick bemerkt, hält sie inne und lächelt.

Er grinst. Er hat's immer noch drauf.

Auf dem Klo stinkt es wie üblich.

Er pisst für England, schüttelt sich ab, zieht den Reißverschluss zu und betrachtet sein Spiegelbild in der gewölbten Edelstahlplatte, die als Spiegel dienen soll. Das Hemd ist eine Nummer zu klein und spannt ihm über der Brust. Er wäscht sich die Hände und fährt sich mit den nassen Fingern durchs Haar.

In den letzten Monaten ist es an den Schläfen dünner geworden, und er hat schon überlegt, dagegen etwas aus der Drogerie zu holen.

In dem Moment kommt der neue Außenstürmer rein und stellt sich ans Pissbecken. Er ist wesentlich kleiner und schmächtiger als Rob.

»Alles klar, Kumpel?«, fragt Rob.

»Super«, antwortet der andere.

»Wart's nur ab«, sagt Rob. »Die Ladys sind gleich so hackedicht, dass du sie mit einem Stock abwehren musst.« Das Wort *Ladys* betont er mit ironischem Nachdruck.

Beide lachen.

»Bis später.« Rob versetzt dem anderen einen so heftigen Schlag auf den Rücken, dass der fast ins Pissbecken kippt. Er lacht noch, als er sich in die Schlange murrender Frauen vor der Toilette drängt.

»Sorry, ich hab euch warten lassen!«, ruft er und breitet die Arme aus.

»Träum weiter«, gibt Elaine, Marcus' hässliche Alte, zurück. »Die Toilette ist verstopft. Clive ist da drinnen, um sie zu reparieren.«

»Dann geht doch aufs Männerklo.«

»Das ihr vollgesaut habt? Nein danke.«

»Na, dann wundert euch nicht, dass ich den Rest des Abends ausgebucht bin, wenn ihr erst mal wieder rauskommt.«

»Das Risiko gehen wir ein.«

Er verneigt sich und stößt die Tür zur Bar auf.

Dort riecht es durchdringend nach Rasierwasser und Zigarettenrauch. Rauchen ist verboten, aber das schert die Jungs nicht, obwohl Clive ständig droht, die belastenden Aufnahmen an die Polizei weiterzuleiten. Durch den Nebel kann er Sophie ausmachen, die in ihrem Hexenzirkel herummeckert. Wahrschein-

lich über ihn. Er starrt zu ihnen hinüber, bis sie aufblickt, und winkt ihr dann fröhlich zu. Sie sieht aus, als hätte er sie ertappt. Die Schlampe kann ihren Drink selbst bezahlen.

An der Bar steht ein Mädchen, aber er hat keine Lust zu warten, daher wedelt er mit einem Zwanziger, und prompt kommt Derek mit einem dämlichen Grinsen angewatschelt. Entweder hat er Angst vor Rob oder er steht auf ihn. Wenn die anderen ihn deswegen aufziehen, tut Rob so, als fände er die Idee witzig. Sollte Derek ihm jedoch jemals näher kommen als beim Zurückgeben des Wechselgelds, dann wird er seine Faust zu schmecken kriegen.

»Was kann ich dir bringen, Kumpel?«

»Wodka Lemon. Und schwitz ja nicht rein, du fetter Bastard.«

Derek lacht.

Rob spürt den Blick des Mädchens auf sich, dem er an der Bar zuvorgekommen ist, und dreht sich kampfbereit um. Doch dann entspannt er sich. Es ist die Kleine im Spiegelbild. Und sie ist wirklich heiß.

»Du bist der mit dem Hattrick, oder?«, fragt sie, und ihre Stimme ist so samtig wie Schokolade.

»Schuldig«, erwidert er, hebt die Hände und senkt bescheiden den Kopf. Dann fragt er sich, ob das das falsche Wort war. Das Freundschaftsspiel vor der Party war nach dem Kater vom Vortag harte Arbeit, und der Kerl, den er beim letzten Angriff zu Boden gebracht hatte, lag noch in der Notaufnahme. Doch als er aufblickt, sieht er sie lächeln.

»Ich hab dich noch nie hier gesehen«, sagt er. »Bist du mit der anderen Mannschaft hier?«

Sie nickt. »Meine Schwester ist mit einem ihrer Ersatzspieler zusammen.«

Gut. Also war sie solo. Obwohl das egal war – *er* war nicht solo, aber das kümmerte ihn nicht.

»Weißt du was, ich bin so betrunken, dass ich mich nicht mal mehr an seinen Namen erinnere.« Sie kichert.

»Die sehen doch sowieso alle gleich aus. Wie Kartoffelköpfe!« Sie kreischt vor Lachen.

Er riskiert einen Blick zu Sophie, aber die ist zu sehr damit beschäftigt, sich auf der Tanzfläche zum Affen zu machen, und kriegt nichts mit.

Glücklicherweise kümmern sich Clive und die anderen Trottel dieses Jahr nicht um die Musik, daher gibt es viel weniger Abba und Bee Gees und viel mehr Hip-Hop. Dabei hat er nichts gegen ein bisschen *Dancing Queen.* Dazu leihen er und die Kumpel sich immer was von den Frauen hier. Dieses Jahr würde er Sophie zwingen, ihren ekelhaften Hüfthalter rauszurücken, um das Miststück bloßzustellen. Mit ein bisschen Glück haut sie früher nach Hause ab.

Doch als er wieder zu der Kleinen blickt, ist sie verschwunden. Er flucht leise, kippt seinen Wodka runter und geht tanzen.

Kurz vor Mitternacht ist Derek so überfordert, dass die Jungs einfach hinter die Bar gehen und sich selbst bedienen, nicht ohne der Videokamera über der Kasse hin und wieder den Stinkefinger zu zeigen. Jungs eben.

Rob ist auf der Tanzfläche, sein Hemd ist schweißnass, und sein dünnes Haar klebt ihm an der Stirn. Hin und wieder stellt er sich hinter ein Mädchen und drückt ihr sein Becken gegen den Po. Manchmal hält eine dagegen, dann kriegt er einen Halbsteifen. Aber für die volle Länge sehen die meisten einfach nicht gut genug aus. Soph ist die Schärfste von allen, aber die jammert in ihrer Ecke, umringt von ihren gackernden Freundinnen. *Er ist so ein Scheißkerl, buhu.* Tja, aber sie wird ihm nicht den Abend versauen. Er schnappt sich die Nächstbeste und schiebt ihr seine Zunge in den Hals. Ihre Spucke schmeckt nach Sprit und Kippen. Als

sie ihn wegschiebt und ihm einen leichten Klaps versetzt, wischt er sich mit dem Ärmel über den Mund und schwankt leicht im grellen Licht. Sein Trommelfell vibriert im Rhythmus der Musik. Sein Herz rast. Seine Muskeln surren vor Anspannung.

In dem Moment drängt sich jemand von hinten an ihm vorbei, und dünne Finger streicheln seine Hüfte. Als er sich umdreht, entdeckt er die Kleine von der Bar.

Sie sieht noch besser aus als Sophie. Sie ist – er sucht nach dem richtigen Wort – *elegant.* Keine der anderen hier ist elegant. Sie haben alle dieselbe blonde Mähne, Miniröcke bis knapp über den Arsch, Sprühbräune und Glitzer über den Titten. Aber die hier hat Klasse. Die würde er nicht von hinten antanzen.

»Hi«, sagt er. »Wie steht's?«

»Gut«, antwortet sie. »Hat Spaß gemacht.«

»Du willst doch nicht etwa schon gehen?«

»Ich weiß nicht, ob ich noch kriege, was ich hier wollte.«

Er runzelt die Stirn. »Was wolltest du denn?«

Darauf antwortet sie so leise, dass er es ihr wegen der lauten Musik von den Lippen ablesen muss. Ihm klappt der Mund auf. Er blinzelt hektisch. Das muss er falsch verstanden haben. Er beugt sich näher zu ihr.

»Was hast du gesagt?«

Als sie den Kopf schräg legt, um es ihm ins Ohr zu flüstern, streifen ihre Haare, glatt und kühl wie Seide, seine Wange. Er hat es nicht falsch verstanden.

Er weiß nicht, was er sagen soll. Mädchen, die so selbstbewusst sind, kennt er nicht, und er weiß auch nicht, ob ihm das gefällt.

Sie löst sich von ihm, blickt ihn aber weiterhin direkt an. Sein Inneres verflüssigt sich.

»I…ich«, stammelt er. »Ich kann. Ich mach das.« Er klingt wie ein Vollidiot. Er rollt seine Schultern nach hinten und fährt sich mit der Zunge über die Schneidezähne. »Du wärst nicht ent-

täuscht.« Er klingt immer noch wie ein Vollidiot. Schon bereut er die letzte Runde Sambucas. »Bei den Toiletten gibt's 'ne Besenkammer.« Dort stinkt's nach Bleichmittel, aber das hatte Sophie nichts ausgemacht.

»Wie wär's irgendwo … al fresco?«

Der anscheinend schon.

Er nickt eifrig und riskiert wieder einen Blick zu Sophie. Sie heult nicht mehr, sondern kippt Schnaps.

»Dann sehen wir uns draußen.«

Als sie vorausgeht, blickt er sich kurz um, ob ihn jemand reinlegen will, und überlegt, ob das eine Falle von Sophie sein könnte. Und wenn schon. Wahrscheinlich ist nach heute Abend sowieso Schluss.

Er überquert die Tanzfläche und geht in den Flur. Die Luft ist frisch und kühl, und als die Tür zur Bar hinter ihm zufällt und Musik und Stimmengewirr leiser werden, bleibt er in der Dunkelheit stehen. Das böse rote Auge der alten Videokamera beobachtet ihn von der Ecke aus.

Ist er zu dicht, um einen hochzukriegen? Bis jetzt hat's noch immer geklappt, aber er hatte auch noch nie so eine wie die.

Bleibt nur eine Möglichkeit, das rauszufinden. Er stößt die Vordertür auf und tritt forsch in die Nacht hinaus.

Er erkennt sie an ihrem weißen Top, drüben im Schatten der Tribüne.

Das Spielfeld ist aufgewühlt und matschig, daher geht er um die Zuschauerseite herum und atmet langsam und tief ein und aus, um sich zu beruhigen. Es ist blöd, aber er fühlt sich wie kurz vor einer Prüfung. Aber die Kleine ist auch was ganz Besonderes, und er weiß nicht mal ihren Namen. Was sie noch geheimnisvoller macht. *Die geheimnisvolle Schönheit.* So wird er sie nennen, wenn er später seinen Kumpels davon erzählt.

Doch das Ganze verpufft, als er sie erreicht und sieht, dass sie

von oben bis unten mit Schlamm bespritzt ist. Er klebt an ihren Stiefeln, an ihren Knien und sogar in ihren Haaren.

»Mein Gott!«, sagt er. »Was ist denn mit dir passiert?«

»Bin hingefallen«, antwortet sie und kichert.

Das nervt ihn. Sie hat alles verdorben. »Du hättest außen rumgehen sollen.«

»Ist doch egal«, erwidert sie. Dann zieht sie ihr Oberteil aus. Sie muss richtig dicht sein, weil sie es einfach in eine der Schlammpfützen auf dem Betonboden fallen lässt. Dann zerrt sie sich so schnell das Unterhemd vom Leib, dass ein Träger reißt.

Sie trägt keinen BH. Ihre Brüste sind glatt und gebräunt und schimmern im Licht vom Clubhaus. Die Musik hämmert jetzt nur noch, ohne Melodie, wie ein Herz. Die Kleine lehnt sich an die Bank hinter ihr und drückt den Rücken durch. Sie ist eine von denen, die gern hart rangenommen werden. Als er ihr die Hand auf den Mund legt, damit sie still bleibt, beißt sie ihm in die Finger. Sie reißt ihm ein paar Hemdknöpfe ab, weil sie unbedingt an seine Brustmuskeln will, und küsst ihn so heftig, dass seine Lippen an ihre Zähne gequetscht werden. Sie reißt ihm sogar ein paar Haare aus, was eigentlich nicht in Ordnung ist, deshalb bestraft er sie dafür und stößt so hart in sie hinein, dass sie vor Schmerz aufschreit. Normalerweise ist er vorsichtiger – manche Mädels reißen, wenn er das macht –, aber sie verdient es. Offenbar hält sie sich für was Besonderes. Eine neue Welle der Erregung durchströmt ihn bei der Vorstellung, dass sie morgen nur wegen ihm Mühe haben wird, zu gehen oder gar zu sitzen, weil sie wund ist. Lange hält er nicht mehr durch.

Als er kommt, weht der Countdown bis Neujahr übers Feld zu ihnen, und als die Knaller der Partyclowns verstummt sind, hat er schon wieder die Hose an und ist auf dem Rückweg zum Clubhaus.

Das Ganze war so schnell vorbei, dass Soph nicht mal gemerkt

haben wird, dass er weg war. Allerdings kann er die fehlenden Knöpfe und die Kratzer nicht erklären. Er hat sogar einen im Gesicht. Aber dann hat er wenigstens was, worüber er mit den Jungs lachen kann, bevor der dritte Weltkrieg ausbricht.

An der Tür zum Clubhaus dreht er sich um. Sie setzt sich gerade auf und hebt kurz die Hand, zum Gruß oder Abschied. Er winkt nicht zurück.

Als er die Tür aufreißt, lacht er leise in sich hinein. Und er hat gedacht, sie wär einen Tick besser als die anderen. Elegant. *Ha!* Aber es ist nicht besonders elegant, schlammbespritzt, mit zerrissenem Unterhemd und raushängenden Titten nach Hause zu humpeln.

In dem Moment fängt sie an zu schreien.

***

Das Murmeln vom Fernseher lullt sie ein wie ein Schlaflied, und sie wird schläfrig, trotz der Kälte. Da eine der Federn den Bezug der muffigen Matratze durchstoßen hat, muss sie sich ganz am Rand zusammenrollen, um sich nicht daran zu kratzen. Vor dem Fenster hängt eine Decke, damit die Morgensonne sie nicht zu früh weckt, doch durch die Lücken dringt ein orangefarbener Streifen von der Straßenlaterne, der mitten durch sie hindurch verläuft.

Als ihr Magen sich schmerzhaft zusammenzieht, drückt sie die Knie gegen die Brust, damit es aufhört. Sie wünschte, sie hätte in der Schule mehr gegessen. In der Nachmittagsbetreuung gibt es Brötchen, und sie konnte zwei ergattern, bevor die anderen sich den Rest schnappten, aber sie hat immer noch Hunger.

Wenn es ihr gelingt einzuschlafen, kann sie den Hunger vergessen. Und das, was Stuart Talley morgen in der Pause vor allen anderen über sie sagen wird. Sie kann vergessen, dass die Lehrer in der Zusammenkunft über sie tuscheln und alle wissen, dass sie ihre Schuluniform aus der vermissten Pri-

vatbox gestohlen hat. Manchmal wünscht sie sich, sie würde nie mehr aufwachen.

Als sie langsame Schritte auf der Treppe hört, kneift sie die Augen zu und liegt mucksmäuschenstill da.

Die Schritte kommen ins Zimmer, und dann senkt sich ein Gewicht auf ihr Bett und lässt das Drahtgeflecht unter der Matratze quietschen.

»Ich weiß, dass du wach bist.«

Sie öffnet die Augen.

»Hast du Lust auf eine Gutenachtgeschichte?«

Einen Augenblick lang starrt sie ihn nur an. Dann flüstert sie: »Ja, bitte.«

Sie hatte schon einmal eine Gutenachtgeschichte. Da kam einer von Nannys Freunden hoch in ihr Zimmer und fing an, ihr von einem Jungen und einem Mädchen zu erzählen, die von ihren Eltern im Wald ausgesetzt wurden. Sie versuchten, wieder heimzufinden, doch da kamen sie an das Haus von einer freundlichen alten Dame, das aus Lebkuchen und Süßigkeiten gebaut war. Sie wollte unbedingt hören, wie die Teile des Hauses schmeckten, vor allem die Fenster, aber Nannys Freund schlief ein, deshalb musste sie sich den Rest der Geschichte selbst zusammenreimen. Sie entschied, dass die Erwachsenen, die die Kinder im Wald zurückgelassen hatten, gar nicht ihre richtigen Eltern waren. In Wirklichkeit war nämlich die alte Dame ihre Großmutter und hatte das Lebkuchenhaus für sie gebaut, um sie willkommen zu heißen. Ihre richtigen Eltern hingegen suchten sie tieftraurig auf der ganzen Welt. Als sie sie endlich fanden, waren sie so glücklich, dass sie glaubten, ihr Herz würde vor Freude zerspringen.

»Es war einmal ein kleines Häschen«, sagt der Mann auf ihrem Bett. »Das mit seiner Familie in einer Höhle auf einem Hügel lebte.«

Das kleine Mädchen setzt sich auf. Die Geschichte klingt vielversprechend. Auf dem Schlafanzug, den ihre Nanny ihr geschenkt hat, ist auch ein Häschen.

»Mummy- und Daddyhase arbeiteten schwer, doch das kleine Häschen dachte immer nur an sich selbst. Die Kleine war nicht besonders schlau und außerdem ständig ungehorsam.«

Sie reißt die Augen auf. Wird dem Häschen was Schlimmes passieren?

»Während ihre Eltern fleißig arbeiteten, lief sie lachend aus der Höhle und spazierte durch die Gegend, sprach jeden an, den sie traf, und erzählte grässliche, erfundene Geschichten über ihre Eltern, nur um Aufmerksamkeit zu bekommen.«

Das kleine Mädchen runzelt die Stirn. Das ist aber ein böses Häschen.

»Eines Tages traf sie einen Mann, der auf einem Feld picknickte, und weil sie gierig war und etwas von seinem Essen abhaben wollte, log sie, sie wäre kurz vorm Verhungern, weil ihre Eltern ihr nicht genug zu essen gäben.«

Das Mädchen zieht sich die Decke bis zum Kinn hoch und beißt sich auf die Unterlippe.

»Der Bauer gab ihr ein bisschen Brot und fragte sie, während sie es aß, wo sie wohnte, denn er wollte ihr einen schönen großen Schokoladenkuchen zum Tee bringen. Sie sagte es ihm und hielt sich für sehr schlau, ihn ausgetrickst zu haben.«

Das Gesicht des Mannes liegt im Schatten, aber der Lichtstreifen fällt auf seine Hand. Die Haut ist rau und bläulich rot, und eine tätowierte Drachenklaue ragt ihm aus dem Ärmel.

»Aber in Wahrheit«, fährt er sanfter fort, »war sie sehr dumm, denn am selben Abend noch kam der Bauer mit seinen Hunden und schoss ihre Mummy, ihren Daddy und all ihre Brüder und Schwestern tot, um sich daraus Pastete zu machen.«

Da fängt das kleine Mädchen an zu weinen.

»Und als die Mummy starb, sagte sie, sie wünschte, das böse, verlogene Häschen wäre nie geboren worden.«

Das Licht eines vorbeifahrenden Wagens huscht durchs Zimmer und wirft lange, zuckende Schatten über die abblätternde Tapete. Auf der anderen Seite des Zimmers steht noch ein Bett, auf dem unter einer dünnen Bettdecke eine reglose, zusammengerollte Gestalt liegt. Als der Wagen vorbei ist, wird es wieder dunkel im Zimmer.

»Weißt du, was mit dem kleinen Häschen geschehen ist, das diese Lügengeschichte erzählt hat?«

Das kleine Mädchen schüttelt den Kopf. Sie will es auch nicht hören, aber wenn sie sich die Ohren zuhält, wird sie bestraft, das weiß sie.

»Der Bauer zog ihr bei lebendigem Leib die Haut ab, warf sie in einen Topf mit kochendem Wasser, hackte sie in kleine Stücke und warf sie den Hunden zum Fraß vor.«

Ihr entsetztes Keuchen klingt, als würde eine Seite aus einem Buch gerissen.

Der Mann beugt sich so dicht zu ihr, dass sie den süßen Apfelwein in seinem Atem und den Zigarettenrauch in seinem Haar riechen kann.

»Wenn ich je wieder höre, dass du dein dummes Plappermaul nicht halten konntest und in der Schule was darüber erzählt hast, was wir hier in unserem eigenen Haus machen, dann wird dir genau das auch passieren, du kleines Miststück. Hast du verstanden?«

Sie nickt.

Er steht auf, verlässt das Zimmer und geht die Treppe hinunter. Als sich unten die Tür öffnet, wird der Fernseher lauter, aber nur kurz, bis sich die Tür wieder schließt.

Das kleine Mädchen liegt vollkommen reglos da, während etwas Warmes, Nasses sich unter ihr ausbreitet.

Dienstag, 8. November

1. Jody

Erinnerst du dich noch daran, wie wir das erste Mal miteinander schliefen? Nein, nicht *daran.* Das ist leicht. Nein, an danach, als der Himmel sich zu dem Grau-Orange verfärbt hatte, dem dunkelsten Farbton, den die Stadt nachts zustande bringt, und wir in deine warme Wohnung gegangen waren. Alles war still, nur hier und da hörte man von fern eine Sirene oder eilige Schritte auf der Straße von Leuten, die nach Hause kommen wollten, ohne ausgeraubt zu werden, oder den Wind, der die Abfälle über den Spielplatz wehte.

Ich schlief nicht viel. Wie auch? Ich sah dir beim Schlafen zu und beobachtete, wie deine Augen sich unter den Lidern bewegten. Träumtest du von mir? Das habe ich dich nie gefragt. Ich wollte nicht übereifrig wirken.

Ich beobachtete, wie bei jedem Atemzug deine Nasenflügel leicht flatterten, wie deine Brust sich hob und senkte und mit ihr die Linie aus Härchen, die bis zu deinem Bauchnabel verlief.

Dein Körper war noch ganz jungenhaft und deine Muskeln so weich wie meine. Es gefiel mir, wie unsere Körper sich ergänzten. Du warst dunkel und schlank, mit großen braunen Augen und langen schwarzen Wimpern, während ich blass und dünn war, mit ganz hellen Augen und kaum sichtbaren Wimpern. Du warst

eine männliche Ausgabe von mir und ich eine weibliche Ausgabe von dir. Manchmal pressten wir unsere Handflächen zusammen und staunten, wie ähnlich sie in Größe und Form waren.

Wenigstens sind deine Hände auf dem gestärkten weißen Bettbezug noch dieselben.

Du hast keine Schmerzen. Das haben die Ärzte mir versichert. Im künstlichen Koma träumt man nicht mal. Deine Augen unter den Lidern sind vollkommen reglos. Deine Wimpern, die fast dieselbe Farbe haben wie die Haut darunter, ruhen auf deinen Wangen. Sie haben gesagt, die Blutergüsse würden verschwinden und die Schwellungen zurückgehen. Du würdest dein altes Gesicht wiederbekommen. Doch ich kann nicht anders, ich denke (hoffe), dass nicht du darunterstecksst. Dass alles ein Irrtum ist, du irgendwo friedlich auf einer anderen Station schläfst und dich fragst, wieso ich nicht bei dir bin.

Nein. Das bist *doch* du. Ich sah dich fallen.

Ich drehe deinen Ring an meinem Finger. Presse meine Fingerspitze auf die Gravur, so dass sie sich in meine Haut drückt.

True Love.

Kitschig, ich weiß, wie in den Grußkarten, doch bei uns trifft das zu wie bei sonst niemandem.

Eine wahrere Liebe hat es nie gegeben. Und was auch immer geschieht, Abe, wie du auch sein wirst, wenn du wieder aufwachst, meine Liebe zu dir wird für immer wahrhaftig bleiben.

Ich nehme deine Hand, halte deine Fingerspitzen an meine Lippen und gebe dir flüsternd dieses Versprechen.

2. Mags

Alle anderen schlafen. Wie Mumien unter ihren weißen Decken, in ihren winzigen, offenen »Särgen«, die man als *voll ausziehbare Betten* angepriesen hat.

Nur Gott weiß, wie spät es ist.

Ich hätte meine Uhr vor dem ersten Glas Champagner umstellen sollen. Der wurde *persönlich ausgewählt,* und zwar von irgendeinem Weinguru, der in Großbritannien vermutlich berühmt ist. Ich bekam ihn schon beim Boarding, wahrscheinlich als Entschuldigung für die zehn Stunden Enge, Ödnis und Benommenheit, die mir bevorstanden.

Mein Handy wird mir die Uhrzeit verraten, wenn wir angekommen sind; bis dahin stecke ich in einer Vorhölle ohne Zeit und Raum.

Die Überreste von *Cromer-Krebspastete mit Limettenschaum* stehen, zerteilt, aber unangetastet, immer noch auf dem Ausziehtischchen vor mir. Wenn man bedenkt, wie viele Stewardessen es hier in der ersten Klasse pro verhätscheltem Fettkloß gibt, sollte man doch meinen, sie hätten längst gemerkt, dass ich das nicht essen werde. Selbst der Wein schmeckt mies und überzieht meine Zunge mit Säure. Ich merke schon, dass mein Atem schlechter wird, und fühle mich, obwohl ich in der Club-Lounge geduscht habe, klebrig und muffig.

Ich kippe das Kosmetiktäschchen auf dem Tisch aus und suche das Atemspray. Zahnpasta, Zahnbürste, Feuchtigkeitscreme, Schlafmaske, etwas, das *tröstlicher Kissennebel* heißt, Ohrstöpsel und billige Veloursslipper. Aber kein Atemspray.

Ich spiele mit dem Gedanken, die Schlafmaske aufzusetzen und das Kissen *einzunebeln*, weiß aber nicht, ob das was bringt. Mein Hirn ist viel zu müde zum Schlafen, und jedes Mal, wenn

ich die Augen schließe, läuft immer derselbe Film in meinem Kopf ab. Ich falle durch die Dunkelheit, der Wind weht mir durchs Haar, der Lichtkreis über mir wird immer kleiner.

Da kann ich genauso gut weitertrinken. Als das nächste Mal eine Stewardess vorbeikommt, bitte ich sie um einen großen Whisky.

Ich starte einen weiteren Versuch mit dem Roman, den ich mir am Flughafen gekauft habe, irgendein mieser Thriller über eine Frau, die glaubt, ihr Mann hätte ihren Sohn umgebracht. Aber dann stellt sich heraus, sie war es selbst und hat es vergessen, weil er ihr was ins Essen gibt, um sie zu schützen. Ich bin schon fast durch, und sie sind mir trotzdem noch vollkommen egal. Doch das liegt wahrscheinlich an meinem Gemütszustand.

Die Stewardess kommt zurück und stellt den Drink auf ein kleines Zierdeckchen.

»Das ist Wein«, bemerke ich.

Darauf lächelt sie so krampfhaft, dass die Foundation in ihren Mundwinkeln Risse bekommt. »Ja, Ma'am.«

»Ich hatte einen Whisky bestellt.«

»Whisky?«

»Ja, fängt mit demselben Buchstaben an, hat aber noch eine kleine Extrasilbe.«

Ihre Wimpern flattern, weil sie nicht weiß, ob ich scherze. Ich lächle, um ihr zu zeigen, dass ich es ernst meine. Darauf werden ihre Augen glasig. *Noch so ein Miststück.*

»Ich bringe Ihnen Ihren Whisky sofort.«

»Wissen Sie was?« Ich kann die amerikanische Hebung am Ende meiner Sätze einfach nicht abstellen, obwohl ich das hasse. »Ich gehe einfach zur Bar.«

»Wie Sie wünschen.«

Sie tritt einen Schritt zurück, während ich mich in ihrer überwältigenden Parfümwolke aus meinem Sitzbett mühe. Doch ich

rieche noch etwas anderes, Medizinisches darunter. Handseife vielleicht oder eins der Erfrischungstücher mit Zitronenduft aus der Economy-Klasse. Dadurch wirkt sie vollkommen synthetisch – aber was kann man auf einem Vegas-Flug auch anderes erwarten?

Ich spüre ihren Blick auf meinem Rücken, während ich mich durch den Gang zur Bar schiebe. Als ich von der ersten Klasse in die Business-Klasse gehe, sackt der Flieger kurz ab, und ich stolpere und verknackse mir den Knöchel.

»Vorsicht!«, sagt sie, worauf ich den Impuls unterdrücken muss, ihr den Stinkefinger zu zeigen. Heutzutage werden wegen so was schon Flugzeuge umgeleitet.

Jackson hat den Flug bezahlt. Ich sagte, das sei sehr freundlich von ihm. Er meinte: *Aber nicht doch, nur eine kleine Bestechung, um Sie in der Firma zu halten.* Ich widerstand dem Drang, ihm noch einmal zu versichern, dass ich nirgendwohin gehen würde. Wenn man seinen Boss nicht auf Trab hält, kriegt man weder Erste-Klasse-Flüge noch sechsstellige Bonuszahlungen. Nicht dass mir das besonders guttäte. Nun, da ich die Wohnung abbezahlt habe, ertappe ich mich dabei, Geld für so teuren Scheiß wie die Louboutins zu verschwenden, die ich jetzt abstreife, um mir den Knöchel zu reiben.

In der Selbstbedienungsbar ist nur ein einziger Gast, ein Mann in meinem Alter, dessen rotfleckiges Gesicht von der Dehydrierung bei Langstreckenflügen zeugt. Normalerweise hätte ich mir schon seit dem Abheben Evian reingeschüttet, aber heute Nacht ist mir das egal. Schließlich bekommt Abe ja nicht mit, wie ich aussehe. Ich gieße mir einen großen Whisky ein und gebe ein paar Eiswürfel aus dem Kühler dazu. Eigentlich will ich zurück zu meinem Sitz – ich befürchte, wenn ich länger bleibe, quatscht mich der Typ an –, aber es fühlt sich so gut an, die Beine auszustrecken, dass ich mich an den Barhocker lehne und das

Flugmagazin durchblättere. Darin gibt es einen Artikel über eine Schauspielerin, die durch die retuschierten Bilder geradezu zweidimensional wirkt. Und ihre Unterlippe ist vom Collagen so gestrafft, dass sie aussieht wie ein Affe.

»Fliegen Sie heim?«

Ich seufze im Stillen.

»Eigentlich lebe ich in Vegas. Ich fliege nur zurück, um … meinen Bruder zu besuchen.« Ich könnte mich ohrfeigen, dass ich gezögert habe. Vor Gericht wäre mir das nicht passiert. Ich muss mich zusammenreißen und mir eine Lüge ausdenken, die mir leicht über die Lippen geht, damit die Leute nicht mit mir plaudern oder gar ihr Mitleid ausdrücken wollen. Dazu hatte ich bis jetzt noch keine Zeit. Ich habe es erst heute Morgen erfahren. Und dann brauchte ich den ganzen Tag, um Flüge und Hotels zu buchen und Jackson meine Fälle zu übergeben. Meine Klienten sind gar nicht glücklich, obwohl ich sie alle persönlich angerufen und ihnen versprochen habe, in zwei Wochen wieder zurück zu sein. Kein anderer in der Kanzlei hat so viel Schuldige straflos davonkommen lassen. Jackson übernimmt den Fall Bundessteuerbehörde gegen Graziano. Wenn er den verliert, wird Antonio den Rest seines Lebens in einem Gefängnis verbringen und seinen Arsch für Zigaretten verkaufen. *His ass.* Ich klinge schon wie ein echter Ami. Briten sagen *arse. Nice arse.* Mit englischem Akzent klingt es seltsam höflich.

»London?«, fragt der Mann an der Bar.

Trotz der Spuren, die so ein Flug hinterlässt, sieht er gut aus. Kantiger Kiefer, breite Schultern, blonde, kurz geschorene Haare, um den zurückweichenden Haaransatz zu kaschieren. Ein Männertyp. Banker wahrscheinlich. Oder auch Anwalt. Aber wenn er in der ersten Klasse fliegt, eher Banker.

»Ja.«

»Ich auch. Freuen Sie sich, ihn wiederzusehen?«

Wieder zögere ich. Der Whisky verlangsamt meine Reaktionen. Ich nicke und drehe mich dann halb von ihm weg.

»Aber Ihr Akzent ist doch nicht englisch, oder?«

Ich drehe mich wieder zu ihm und bedenke ihn mit einem höflichen Lächeln, das er, wenn er schlau genug ist, mit *Hau ab* übersetzen wird.

»Schottisch.«

Er ist nicht schlau genug. »Aber nicht besonders ausgeprägt, also schätze ich, Sie sind mit … hm … achtzehn weggegangen?«

Unwillkürlich hebe ich eine Augenbraue und höre mich sagen: »Nicht schlecht. Mit sechzehn.«

»Von Schottland direkt nach Vegas? Dazu braucht man Mut.«

»Den musste ich erst mal sammeln. Also ging's zunächst nach London.«

»College?«

»Ja.«

»Wissen Sie, Sie sollten einen dieser Minicomputer von Twenty Questions bei sich tragen. Der könnte dann das Reden übernehmen. Würde Ihnen die Mühe sparen.«

»Ja«, sage ich. Und frage: »Also, was bin ich?«

Wieder könnte ich mich ohrfeigen. Ich habe mich einwickeln lassen. Liegt wohl am Alkohol.

»Hmm …« Er tut so, als würde er nachdenken. »Sind Sie … ein Igel?«

Ich lache so laut, dass der Fettsack in dem »Sarg«, der der Bar am nächsten ist, missbilligend grunzt. »Ja. Stachelig. Und voller Flöhe.«

»Also kein Igel. Sie fliegen erster Klasse. Sind Sie die Frau eines Oligarchen?«

Er wartet, ob ich anbeiße. Gelassen schüttle ich den Kopf. »Das waren neun Fragen. Bleiben noch zwölf.«

»Mein Gott, zählen Sie etwa mit?«

»Man soll nicht den Namen des Herrn missbrauchen.« Ich leere mein Glas und schenke mir nach.

Er braucht ein Weilchen, doch dann kommt er drauf.

»Also, wie wird man eine amerikanische Anwältin, die erster Klasse fliegt, wenn man mit sechzehn von zu Hause weggeht?«

»Nur Einsen an der Abendschule. Jurastudium am King's, Doktor an der Columbia, dann gradewegs nach Nevada, weil's nach Spaß aussah. Cheers.«

Er stößt mit mir an, dann trinken wir. »Bei Ihnen klingt das so leicht.«

Das war es nicht. In einem Semester hatte ich fünf verschiedene Jobs.

»Und, welche Fachrichtung?«

»Wirtschaftsrecht.«

»Im Ernst? Ich hätte Ihnen was Aufregenderes zugetraut.« Er mustert mich anerkennend von Kopf bis Fuß, aber ich glaube nicht, dass es anzüglich gemeint ist. Ich glaube, er ist einfach nur betrunken. Ehrlich gesagt, gefällt er mir immer besser. Vielleicht mache ich mich nicht direkt vom Acker.

»Wirtschaftskriminalität.«

»Anklage oder Verteidigung?«

»Verteidigung. Ich würde auch Al Capone freikriegen.«

Sein Lächeln ist nett. Meine Benommenheit lässt nach. Ich gebe Cola zu meinem Whisky. Ein kleiner Flirt wird mich von dem Horrorfilm in meinem Kopf ablenken.

Wir unterhalten uns ein bisschen. Als die Cola Wirkung zeigt, werde ich lebhafter. Er fragt mich, wie ich Capone freikriegen würde, und ich verrate ihm ein paar Tricks: Anklagepunkte aushöhlen, verfahrenstechnische Schlupflöcher finden, die eigenen Zeugen gut vorbereiten. Der Film läuft noch, aber ich achte nicht auf ihn, bis er sagt: »Erzählen Sie mir von Ihrer Familie.«

Fast hätte ich sofort dichtgemacht, versuche aber, vom Thema abzulenken.

»Was wollen Sie denn wissen?«

»Die Wahrheit, schätze ich.«

»Ich bin Anwältin, damit kenne ich mich nicht aus.«

»Nun, ich bin Banker, daher sollte ich wissen, dass es so was wie die Wahrheit gar nicht gibt, sondern nur das, was man die Leute glauben macht. Wenn ich Sie glauben machen kann, dass die Aktien an diesem Whisky um fünfhundert Prozent steigen werden, dann kaufen Sie sie – und die Aktien steigen. So wird Glaube zur Wahrheit.« Er zuckt verschmitzt mit den Augenbrauen. »Okay, dann fange ich an. Meine Kinder wohnen in Islington.«

»Das müssen Sie mir nicht erzählen.«

»Möchte ich aber. Ich möchte, dass Sie es wissen. Sie leben dort und ich in Vegas.«

»Dann sind Sie ein schlechter Vater. Interessiert mich aber nicht.«

»Ah, das sollte es aber, wenn wir miteinander ausgehen.« Er nippt an seinem Drink und sieht mich vielsagend über sein Glas hinweg an.

Wieder muss ich lachen. »Ich gehe nicht mit Männern aus, die schon Kinder haben.«

»Wieso nicht?«

»Zu kompliziert.«

Er trinkt noch einen Schluck, bevor er antwortet, und als er sein Glas abstellt, wirkt er ernst. »Das Leben ist aber kompliziert. Wenn Sie das nicht wissen, leben Sie nicht wirklich.«

»Gute Nacht.« Ich stehe auf.

»Warten Sie.« Als ich an ihm vorbeigehe, legt er mir die Hand auf den Arm. »Tut mir leid. Ich bin immer ziemlich durcheinander, wenn ich sie sehen soll. Weil ich ständig daran denke, wie

schlimm es wird, wenn ich mich wieder von ihnen verabschieden muss.«

Ich setze mich auf den Hocker neben ihm. Sein Hemd spannt über dem Bauch. Er hat ein bisschen zugelegt, seit er es gekauft hat. Ich stellte mir vor, wie sich seine Haut unter dem Stoff anfühlt. Warm und leicht klebrig, weiche blonde Härchen vom Bauchnabel bis zum Schritt. »Wie heißen denn Ihre Kinder?«

»Josh und Alfie. Und ich heiße Daniel.«

»Ich bin Mags.« Ich drücke seine Hand. »Und mein Bruder liegt im Koma.«

3. Jody

Man hat deine nächsten Angehörigen benachrichtigt. Deine Schwester Mary. Ich frage mich, wieso nicht deine Eltern. Wir haben nie über sie gesprochen. Über meine auch nicht. Nichts sollte unser Glück trüben. Ich versuche mir vorzustellen, wie sie wohl aussieht. Dunkel, wie du. Schlank. Schwarze Wimpern, die noch länger sind als deine. Sie wird so leise sprechen wie du. Sie wird meine Hand nehmen und es sofort *wissen.* Dass ich die Eine für dich bin; dass du der Eine für mich bist. Dass ich für immer bei dir bleiben werde, was auch geschieht. Ich werde an deiner Seite sein, wenn du wieder zu gehen und zu sprechen lernst. Durch alle Tränen, durch alle Verzweiflung hindurch, und dann durch die ersten Anflüge von Hoffnung. Solltest du dich verändert haben, ist mir das gleich, selbst wenn du mich nicht mehr erkennst. Ich werde lernen, den zu lieben, der du wirst.

Mein Herz zieht sich zusammen, weil du ein leises Gurgeln von dir gibst. Als hättest du meine Gedanken gelesen.

Als ich mich vorbeuge, um dich aufs Ohrläppchen zu küssen, tropfen meine Tränen auf das Haarbüschel, das man dir nicht abrasiert hat. Sie hängen dort wie die Perlen auf dem Kleid, das ich bei unserer ersten Begegnung trug. Weißt du das noch? Ist dieser Teil deines Geistes noch intakt? Vielleicht hast du es auch vergessen. Dann können wir es uns gemeinsam in Erinnerung rufen.

Ich zog gegen Ende des Sommers ein. Der Job im Café, den man mir besorgt hatte, war nichts für mich. Der Geschäftsführer schikanierte mich. In der Mittagspause heulte ich ständig auf der Toilette, und irgendwann ging ich nicht mehr hin, sondern lag nur noch stundenlang in meinem möblierten Zimmer, ohne etwas zu essen oder zu schlafen.

Dann erzählte Tabby mir von St. Jerome. Sie organisierte alles für mich und holte mich an einem Sonntagnachmittag ab.

Sie erzählte nicht viel, nur, dass die Kirche entweiht worden war und jetzt einer christlichen Wohltätigkeitsorganisation gehörte, die die Wohnungen sehr kostengünstig an Bedürftige vermietete. An Asylsuchende, an Menschen mit psychischen oder familiären Problemen, an ehemalige Heimkinder wie mich.

Als der Wagen auf den kleinen Asphaltplatz neben dem Rasen fuhr, sah ich dich. Du warst wohl auf dem Weg zur Hauptstraße. Du bliebst stehen, um die Kinder auf dem Spielplatz zu betrachten. Es war zwar nicht Liebe auf den ersten Blick, aber nahe dran.

Wir wohnten im selben Stockwerk. Das kam mir damals wie ein glücklicher Zufall vor; jetzt weiß ich, dass es Schicksal war. Wenn wir uns auf der Treppe begegneten, hast du mich angelächelt.

Normalerweise merkt man gar nicht, wie hoch eine Kirche ist. Und all die staubige Luft in dem riesigen leeren Raum über den Bänken. Vier Stockwerke wurden hier eingebaut: Wir waren ganz oben und hatten Blick auf die Läden und Imbisse und die

grünen Parks dahinter. Jede Wohnung war einzigartig, hatte andere Ecken und Dachschrägen, hier einen Wasserspeier auf dem Balkon und dort eine Säule mitten im Wohnzimmer, wie ein riesiger Baumstamm. Die Stockwerke verliefen quer durch Buntglasfenster, so dass man in der einen Wohnung das Gesicht des Erzengels Gabriel sah und in der Wohnung darunter seine ausgebreiteten Hände.

Ich hatte schon immer eine ausgeprägte Phantasie, daher hätte mich eine Nacht in einer entweihten Kirche eigentlich vor Entsetzen erstarren lassen müssen, vor allem weil es so still war im Vergleich zu meinem möblierten Zimmer, wo man ständig Geschrei und Türenknallen gehört hatte. Doch als Mitternacht nahte, hörte ich Musik. Eine warme Frauenstimme, die Blues sang. Sie kam aus deiner Wohnung und ließ mich ruhig einschlafen.

Tabby war lieb, sie kam jeden Tag, um sich zu vergewissern, dass ich mich gut eingewöhnte, dass ich noch genug zu essen und gültige Rezepte hatte und alle Formulare ausgefüllt waren.

Tagsüber werkelte ich in der Wohnung, verteilte all meine ganz besonderen Sachen, zeichnete und spazierte hin und wieder zur Hauptstraße, wo es drei Secondhandläden gab, davon einen nur für Bücher. Ich kaufte einen ganzen Schwung Liebesromane und las jeden Abend einen. In der Nacht ließ ich mich von deiner Musik in den Schlaf singen.

Dann, eines Tages sprachst du mich an.

Es war ein Montagnachmittag. Es hatte stark geregnet, und mein neues Buch (*Das geheime Herzeleid des Feuerwehrmanns*) war auf dem Heimweg in meiner Tasche aufgeweicht. Ich trug ein Kleid aus dem Secondhandladen, graue Seide mit winzigen Perlen am Ausschnitt, und der Saum, der unter meinem Regenmantel hervorlugte, war tropfnass. Als ich zur Kirche rannte, klatschte er mir gegen die Beine. Du gingst vor mir und bliebst stehen, um mir die Sicherheitstür aufzuhalten.

»So viel zu unserem Indian Summer«, bemerktest du mit einem Lächeln, bei dem eins deiner Grübchen zum Vorschein kam. Ich erzählte dir, dass mein Buch ruiniert sei, woraufhin du mir zeigtest, dass die blaue Tüte auf dein Brot abgefärbt hatte. Dann sagtest du mir deinen Namen, und ich sagte dir meinen. Abe und Jody. Jody und Abe.

Als wir gemeinsam die Treppe hinaufgingen, erklärte ich, ich sei gerade in Wohnung zwölf eingezogen, und du meintest, es sei schön, einen neuen Nachbarn zu haben, da die Wohnung leer gestanden habe, seit der letzte Bewohner gestorben sei. Das machte mir etwas Angst, was dir wohl nicht entging, denn du hast gelacht und gesagt: »Oh, keine Sorge, er ist nicht *in* der Wohnung gestorben! Er ist betrunken mitten auf der Straße rumgetorkelt und wurde von einem Auto erfasst!«

»Der Arme.«

»Er war achtundsiebzig. Gar nicht schlecht für einen cholerischen Alkoholiker. Ich hoffe, ich schaffe es auch so weit.«

»Aber ganz sicher doch«, erwiderte ich und wurde knallrot, weil ich damit sagen wollte, dass du so jung und fit und lebenslustig aussahst, mit deinen strahlend braunen Augen und dem leichten Lächeln.

»Schönes Kleid«, sagtest du, als ich meinen Mantel aufknöpfte. »Hat die gleiche Farbe wie der Regen.«

Und dann hast du dich verabschiedet und bist in deine Wohnung gegangen. Ich hingegen stand noch eine ganze Ewigkeit vor meiner und dachte: *Wie schön er das gesagt hat.*